

Ich theile nachfolgend das merkwürdige Zahlensystem der Why- (Wai-) Neger, die bekanntlich aus der Gegend zwischen Monrovia und Mandingo stammen und deren einige bei uns bedientet sind, mit:

1 Dondó — 2 Fellá — 3 Sapá — 4 Nani — 5 Solu — 6 Sodondó — 7 Sonfellá — 8 Sonsapá — 9 Sonnāni — 10 Tang — 16 Tangsodondó — 20 Mobandi — 26 Mobandi a ko sodondó — 30 Mobandi a ko tang — 40 Mofellabandi — 50 Mofellabandi a ko tang — 56 Mofellabandi a ko tangsodondó — 60 Mosapabandi — 80 Monanbandi — 100 Hundred (englisch).

Es ist das ein merkwürdiger Uebergang vom fünfstelligen zum zehnstelligen Zahlensysteme.

Sonderbarerweise zählen die Mandingo's, von welchen die Wai's abzustammen vorgeben, zehnstellig:

Mandingo: 1 Killing — 2 Fellá — 3 Saiiá — 4 Nani — 5 Doru — 6 Uoro — 7 Uruna — 8 Sring — 9 Konno — 10 Ta — 11 Tani killing — 20 Buia — 30 Buia saii — 40 Buia nani — 100 Kemme.

Es ist ganz eigenthümlich, dass die Wai-Leute, die doch eine eigene, nationale Schrift besitzen (die Mandingo's bedienen sich der arabischen Lettern), ein so unentwickeltes Zahlensystem besitzen und nicht einmal ein Wort für 100 haben. — Die Bantuvölker zählen meines Wissens alle zehnstellig, besonders die Mussikongo's können mit Leichtigkeit bis 1000 und weiter zählen.

Die Station der Stanley-Fälle.

Beschreibung des Landes und der Bewohner am siebenten Katarakte der Stanley-Fälle des Congo.

Von **Oscar Baumann.**

Nachdem die Station der Stanley-Fälle stets in höherem Grade die Aufmerksamkeit Europa's erweckt hat, und es mir gegönnt war während mehrmonatlichem Aufenthalte die daselbst herrschenden Verhältnisse ziemlich genau kennen zu lernen, so sei mir die nachfolgende Beschreibung derselben gestattet.

Stanley-Falls-Station — wie sie am Congo genannt wird — liegt bekanntlich am Westende einêr langgestreckten Insel, die durch

einen ca. 20 Meter breiten Arm vom Festlande getrennt wird. Aus dem Stationsraume führt ein Fusspfad nach dem hüttenreichen Gewirre von Singi-Singi's Dorf. Das Ufer weiter verfolgend, gelangt man bald an ein Gewässer, welches aus dem die Insel bildenden Stromarme mit ziemlichem Gefälle in den Congo mündet. Das Terrain dieser Insel steigt vom Hauptstrome leicht zu einem flachen Rücken an und senkt sich jenseits etwas steiler zum Ufer des Seitenarmes. Aller, nicht von Häusern oder Plantagen eingenommene Raum der Insel ist von dichtem, theilweise sumpfigem Walde eingenommen, der auch das Ufer des anliegenden Festlandes bedeckt. Jenseits des obgenannten Gewässers, welches schon bei mittlerem Wasserstande für Canoes schiffbar ist, erhebt sich gleich einer Festungsmauer eine steile Felswand aus horizontal geschichtetem, rothen Sandsteine, im Obertheile umschlungen von üppiger, herabhängender Vegetation und gekrönt von den Hütten und Bananen des Dorfes Nsaki's.

Dieser harte, rothe Sandstein, in welchem wir trotz vielen Suchens keine Fossilien finden konnten, bildet den Boden der ganzen Umgebung des siebenten Kataraktes. — Ein steiler Weg führt zur Höhe des Plateaus von Nsaki's Dorf, das gegen Osten zu leicht gegen den Strom abfällt. Vom äussersten Ende der Insel, der Ueberfuhrstelle, erblickt man die beiden flachen, langgestreckten Inseln Tippto-Tip's. Dieselben sind mit gut gehaltenen Plantagen bedeckt, zwischen welchen die Häuser der Araber und die niederen Hütten der Eingeborenen zerstreut sind. Dem linken Congoufer ist nur eine kleine Insel vorgelagert, welche ein Dorf fast völlig bedeckt. Am leicht ansteigenden Ufer des Festlandes haben sich mehrere Dörfer, sowie die arabischen Unterchefs Nasr und Mwana Nsigi niedergelassen, letzterer gegenüber der Station. Knapp hinter den braunen Blätterdächern ihrer Häuser ragt der hohe, finstere Urwald empor, eine Wildnis, in der sich drei Tage weit keine Dörfer befinden sollen.

Was den Strom selbst anbelangt, so fliesst derselbe bei Tippto-Tipps-Inseln mit trügerischer Glätte, doch rasender Schnelligkeit, um sich in seiner ganzen Breite donnernd und schäumend eine Stufe von $1\frac{1}{2}$ —2 Meter herabzustürzen. Der Fall wird von zahlreichen Felsblöcken durchsetzt und durch eine unbewohnte Waldinsel in zwei Theile getheilt. Doch unterhalb des Kataraktes beruhigt sich der Strom keineswegs, durchzogen von Schnellen und Wirbeln macht er die Schifffahrt für Canoes nur den kundigen Eingeborenen möglich,

während er den Dampfern schon nahe am Westende der Stationsinsel ein Ziel setzt. — Der schmale Arm des Stromes stürzt sich am Ostende von Nsaki's Insel in einem Wasserfalle von ca. 4 Meter Höhe über ausgewaschenen rothen Sandstein. Sein Gefälle ist dann unbedeutend, nur an einigen Stellen unterbrechen ihn Schnellen, die jedoch den Canoes kein besonderes Hindernis bieten. — Die Breite des Hauptstromes vor dem Flaggenstocke der Station beträgt nach meiner Messung 634 Meter, von Uferbank zu Uferbank gerechnet. — Was die Niveauschwankungen des Stromes anbelangt, so wird es mir schwer, darin ein Gesetz herauszufinden, obwohl dieselben während meines Aufenthaltes wohl 3—4 Meter betragen. Von unserer Ankunft am 15. Februar bis zum 22. Februar stieg der Strom consequent. Hierauf fiel er um ca. 1 Meter, so dass felsige Inseln vor der Station zu Tage traten. Vom 5. bis 14. März stieg der Congo abermals stark, um dann bis zum 29. zu fallen. Hierauf stieg er nahezu bis zur Rampe der Station, so dass alle Inseln und Felsen verschwanden und selbst die Schnellen minder sichtbar wurden. Dies dauerte bis 12. April, von wo an das Wasser etwa zu einem mittleren Niveau fiel, auf welchem es sich durch längere Zeit hielt. Nachdem der Strom noch weiter gefallen, begann er am 18. Mai zu steigen. Am 1. Juni fiel er jedoch rasch bis zu meiner Abreise mit der „Peace“ am 9. Juni. Mr. Dean fand den Strom im Juli und August 1885 äusserst niedrig, so dass der Creek zwischen Singi-Singi's und Nsaki's Dorf trockenen Fusses überschritten werden konnte.

Die Bewohner des beschriebenen Landstriches müssen in drei, von einander grundverschiedene, Gruppen getrennt werden: Die Europäer mit der schwarzen Mannschaft der Station, die eingeborenen Fischer vom Stamme der Wagenia und die sansibaritischen Araber unter Tippo-Tip mit ihrem Gefolge und ihren Sklaven. — Während meines Aufenthaltes waren zwei Europäer, Mr. Dean (Engländer), als Chef und Mr. Eyken (Belgier), zu Stanley-Falls stationirt. Die beiden Weissen bewohnen zwei am Ufer gelegene Häuser, welche gewisse Lehmwände und ein Dach aus Bananenblättern besitzen und in welchen sich auch die Magazine befinden. Während ein Europäer die Ueberwachung der arbeitenden Mannschaft als Aufgabe hat, besorgt der andere den Ankauf der Nahrungsmittel und ist für den Conserven- und Waarenvorrath verantwortlich. Damit ist die Thätigkeit der Weissen genannt: denn von einem Einfluss auf die Eingeborenen oder einer Regierung derselben kann heute

wohl noch keine Rede sein. Höchstens könnte man in dieser Richtung den Stationsgebrauch erwähnen, dass jedem mit Bananen oder Quanga beladen stromauf fahrenden Canoe ein Durchfuhrzoll auferlegt wird. Die derart eingehenden Nahrungsmittel werden an die Mannschaft vertheilt.

Zu den schwarzen Bediensteten der Falls-Station -- an Zahl etwa 150 -- gehören die Haussa, Bangala und die von den Arabern gekauften Weiber und Jungen. Unter Haussa versteht man am Congo ein buntes Gemisch von Leuten, die an der Guinea-Küste für drei Jahre als „Soldaten“ engagirt wurden und deren die wenigsten wirklich den Haussa-Ländern entstammen. Man findet darunter Männer aus Futadjallon und Accra, aus Popo, Lagos und dem Nigergebiet, ja selbst Adamaua und Kano zählt Vertreter am Congo. Wenige derselben haben in der englischen Armee gedient, der grösste Theil besitzt vom Soldaten wohl nur eine alte Uniform und ein Snidergewehr, das er zur Noth loszufeuern versteht. Die meisten Haussa sind allerdings sehr wenig gewissenhafte Mohamedaner. Sie sind ziemlich verlässlich und Diebstähle unter ihnen nicht allzu häufig. Vor dem Feinde sind sie von wilder Tapferkeit, aber auch im Frieden leicht zu Gewaltthätigkeit geneigt. Sie besitzen ein grosses Vertrauen zum weissen Manne und lassen sich unter guter Zucht auch zu Feldarbeiten etc. mit Erfolg verwenden. Die Chargen sind meist recht intelligente Leute, welche englisch sprechen, die meisten anderen können ausser ihrer Muttersprache noch eine der Congo-sprachen radebrechen.

Die Bangala der Station verdienen insoferne unsere Aufmerksamkeit, als mit ihnen der erste Versuch gemacht wird, Eingeborene des oberen Congo als engagirte Arbeiter zu verwenden. Wenn man bedenkt, dass die Bangala heute noch ein wilder, cannibalischer Stamm sind, und vor 10 Jahren Stanley wüthend angriffen, so muss man es der dortigen Station wohl als grosses Verdienst anrechnen, wenn sich Leute dieses Landes auf ein Jahr engagiren lassen und dem Weissen in unbekante Fernen folgen. Die Bangala sind meist schlanke, kräftige Bursche, welche als einzige Kleidung einen Lendenschurz tragen. Anfangs erschien ihnen — die einer Ahnenreihe kriegerischer Faullenzer entstammen — die regelmässige Arbeit etwas fremdartig, und wenn morgens das Geschrei eines Gezüchtigten ertönte, so war es meist ein Bangala, der für Faulheit seine Stockprügel empfing. Dies hat sich jedoch bedeutend gebessert und die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass es gelingen werde, die Bangala

zu tüchtigen Arbeitern heranzubilden. In ihrer Lebensweise und ihren Sitten sind es allerdings noch vollständige Wilde, was sich im Umgange mit Weissen jedoch auch mit der Zeit ändern dürfte. — Was die vorerwähnten Weiber anbelangt, so sind dieselben theils von den Haussa als ihre Frauen angekauft, theils mit den Jungen, der Station gehörig. Sie stammen meist aus dem Norden, wo Tippto-Tip seine jüngsten Raubzüge ausführte. Weibliche Slaven und Knaben sind sehr billig für 12—24 farbige Schnupftücher (circa 50 kr. bis 1 fl. ö. W.) zu haben. Man kann den Ankauf solcher Leute durch die Station nichtsweniger als inhuman nennen. — Mager, elend und voll dumpfer Gleichgiltigkeit werden die heimatlosen Slaven von den Sansibaris zum Verkauf gebracht und erstaunlich ist es zu sehen, wie diese Unglücklichen schon nach wenigen Wochen ein munteres, wohlgenährtes Aussehen bekommen. Sie erhalten natürlich wie jeder Haussa oder Bangala das Zehrgeld (4—5 Messingdrähte = 16—20 kr. ö. W. pro Woche), welches ihnen reichliche Nahrung gestattet, sowie einen Lohn.

Die Arbeiten der Mannschaft bestehen für Haussa und Bangala im Lichten und Klären des Waldes, sowie Anschütten der darin befindlichen Sümpfe, für die Weiber und Jungen unter Aufsicht eines Haussa-Sergeanten im Bebauen der Felder. Die Plantagen der Station, welche allerdings erst im Werden begriffen sind, bestehen aus Bananen, Maniok und Mais als einheimische Pflanzen, aus Grundnüssen, süssen Kartoffeln, Papaia- und Citronenbäumen, deren Samen vom unteren Congo kommen, sowie Reis, den Tippto-Tip geliefert. Der Vieh- und Geflügelstand der Station besteht aus drei Rindern und mehreren Schafen (Geschenken Tippto-Tip's) den zahlreichen zu Monangiri erbeuteten Ziegen, sowie Hühnern, Enten und Tauben. — Das Klima der Station muss unbedingt als ein schlechtes bezeichnet werden. Besonders ist es die Dysenterie, welche Weisse und Schwarze angreift und von letzteren mehrere Opfer gefordert hat. Als Begründung führe ich die länger hier stationirten Weissen auf, deren Gesundheitszustand mir bekannt wurde. Wester, der etwa 20 Monate hier weilte, litt mehrfach an schweren Dysenterien, einmal an biliösem Fieber heftigster Form und musste vor Ablauf seiner contractlichen Zeit krankheitshalber die Station verlassen. Gleerup und Harris hatten beide schwere Ruhrerkrankungen durchzumachen. Während meines Aufenthaltes hatte Mr. Dean einen Dysenterieanfall. Mr. Eyken lag zweimal mit Dysenterie und zweimal mit schweren Fiebern darnieder und wurde durch Geschwüre

am Gehen gehindert, so dass er seiner Gesundheit halber mit der „Peace“ abreisen musste. Ich selbst wurde durch Dysenterie 45 Tage an Bett und Zimmer gefesselt und hatte 4 Fieberanfalle, während ich mich sonst in Afrika recht wohl befand.

Ob die Austrocknung der Sümpfe das Klima der Insel verbessern wird, wird die Zukunft lehren.

Bevor wir zu den Eingeborenen übergehen, sei noch ein Tag aus dem regelmässigen Uhrwerke des Stationslebens beschrieben, das nur an Sonntagen eine Unterbrechung erleidet. Täglich um 6 Uhr Morgens ertönt die Glocke am Stationshaus, welchem Signal bei den Mannschaftshütten durch den Reveille-Ruf des Hornisten und wüthenden Gewirbel Kassuku's, des Manyematambours Nachdruck gegeben wird. Letzterer mag wohl wehmüthig der Zeiten gedenken, wo er auf der Ausstellung zu Antwerpen 1885 von Tausenden angestaunt, seine Holztrommel ertönen liess, während das jetzige Auditorium ein viel weniger dankbares genannt werden muss. Bald sind sämmtliche Arbeiter vor dem Stationsgebäude im Kreise versammelt, woselbst der Chef der Station die Arbeiten vertheilt und die verhängten Strafen vollziehen lässt. Dieselben bestehen in Stockstreichen oder Hieben mit dem Flusspferdriemen, der Chikote der Westküste. Es ist allerdings nothwendig, zu sagen, dass es ohne dieser uns grausam erscheinenden Strafe schwer, ja vielleicht kaum möglich wäre, so rohe Elemente in Ordnung und Disciplin zu erhalten. Nur muss dieselbe mit Mass und strengem Gerechtigkeitssinne ertheilt werden, was leider nicht immer der Fall ist. Hoffentlich gelingt es den Zukunftsjuristen des Congostaates eine humanere, doch für die Verhältnisse passende Bestrafung der schwarzen Mannschaft auszusinnen.

Nach eingenommenem Frühstück beginnt der Chef der Station die Ueberwachung der Schwarzen, während der zweite Europäer sich nach dem Waarenmagazin begibt. Vor demselben harrt meist schon eine Anzahl von „Soldaten“ Tippo-Tip's, welche Hühner, Ziegen etc., welche sie auf ihren letzten Raubzügen erbeutet, zum Verkauf bringen. — Mittags ertönt abermals das Glockenzeichen, das mit Freudengeheul begrüsst wird. Die Arbeiter eilen in den Schatten ihrer Hütten und die Weissen versammeln sich in der luftigen Veranda zum „luncheon“. Zu demselben — wie zu allen Mahlzeiten — liefert Afrika nur Hühner- und Ziegenfleisch, Fisch, Reis und süsse Kartoffel, alles übrige wird den Conservenbüchsen entnommen, mit welchen natürlich in Stanley-Falls sehr hausgehalten

werden muss, denn wer kann sagen, wann der Dampfer neue Vorräthe bringt? Denn die Dampfer verkehren keineswegs mit Regelmässigkeit, die Pausen zwischen denselben schwanken von 3 bis zu 7 Monaten. — Um 2 Uhr beginnt die Arbeit wieder und dauert bis 6 Uhr. Um diese Zeit wird der eingegangene Canoetribut, sowie alle Samstage das Zehrgeld an die Mannschaft vertheilt. Rasch senkt sich die tropische Nacht über die Station und die Europäer nehmen ihr Nachtmahl ein. Doch schon um 8 Uhr wird es völlig still. Das leise Geklingel des Haussa-Postens, der damit seine Wachsamkeit anzeigt, ist mit dem Zirpen der Grillen und Cikaden wohl der einzige Laut im Stationsrayon. Doch von draussen her tönt der mächtige Naturlaut des donnernden siebenten Kataraktes, sowie das ferne Trommeln nächtlich fischender Eingeborener an unser Ohr. Derart verfliesst das Leben in der Station, einzig von Sonntagen und jenen Tagen unterbrochen, wo der Dampfer sich zu Stanley-Falls aufhält.

Was die Eingeborenen des besprochenen Gebietes anbelangt, so nennen sich dieselben Wa-Genia und gehören jener Reihe von Fischerstämmen an, welche das ganze Katarakten-Gebiet bewohnen und von Tippo-Tip ihrer Nützlichkeit als Fährleute wegen geschont werden. Sie tragen denn auch Waffen und gehen ihrem Fischergewerbe ungestört nach. Es sind meist äusserst kräftige massiv gebaute Leute. Besonders der Oberkörper und die Armmusculatur ist riesig entwickelt, die Beine jedoch im Verhältnisse kurz und verkümmert, was den Leuten einen schwerfälligen, knieweiten Gang gibt. Ob dieser eigenthümliche Körperbau nicht von dem durch Generationen fortgesetzten, fast permanenten Aufenthalt in Canoes herrühren dürfte?

Die Weiber müssen in ihrer frühen Jugend — abgesehen von der Schmutzkruste — eher hübsch genannt werden. Doch sehr bald gewinnen sie derart an Körperfülle, dass ihr Anblick in ihrer fleischigen Nacktheit für den Europäer widerlich wird. Im Alter magern sie allerdings wieder — oft bis zu Skeletten — ab, ohne jedoch dadurch an Schönheit zu gewinnen.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Lendenschurz aus Faserzeug, das durch Breitschlagen der Pflanzenfasern mit Holz, seltener mit Elfenbeinschlägel gewonnen wird. Dasselbe hat eine rothbraune Farbe und wurde noch nicht von europäischen Stoffen verdrängt. Die Weiber sind noch leichter bekleidet. Beide Geschlechter bemalen sich öfters mit rother Farbe, welche durch Reiben eines

Farbholzes auf einer feuchten Steinplatte gewonnen wird. Die kühnen Haarfrisuren, welche weiter stromabwärts so verbreitet sind, kennen die Wa-Genia nicht, rasiren jedoch das Haar rund um den Kopf sowie die Barthaare ab.

Als Schmuck tragen beide Geschlechter Thierzähne in der durchbohrten Oberlippe, sowie Bindfaden mit darein geknüpften kleinen Glasperlen in den durchbohrten Rändern der Ohrmuscheln. Auch die Nasenscheidewand wird manchmal durchbohrt. Um Arme und Beine werden, meist sehr stramm anliegende, ja einschneidende Ringe aus Bastgeflecht, Kupfer, Eisen oder (importirtem) Messing getragen. Den Hals schmücken Blechbänder oder Eisenperlen, welche letztere auch um die Lenden üblich sind. Sie werden jedoch langsam durch europäische Glasperlen verdrängt. Kauri sind sehr wenig gebräuchlich.

Die Männer tragen öfters Mützen aus Affenfell mit buntem Federbusch.

Nachdem, wie oben erwähnt, die Araber die Wa-Genia nicht vollständig unterjocht haben, werden dieselben auch nicht am Tragen von Waffen gehindert. Fast jeder Mann führt daher zu Lande seinen wohl 2 $\frac{1}{2}$ Meter langen Speer bei sich, dessen Ende die kurze, breite Spitze bildet. Dieselbe steckt in einer hölzernen, mit Bastgewebe umflochtenen Scheide, was sie stets blank und haarscharf erhält. Ausserdem führen sie einen nett ciselirten spitzen Dolch in der Holzscheide. Der Bogen und die Giftpfeile ihrer Nachbarn, der Bakumu, ist ihnen nicht bekannt. Einige Gewehre wurden von den Arabern eingeführt, welche ihnen auch öfters erbeutete Waffen verkaufen.

Die Klängen des Speeres und Dolches sind ebenfalls nicht einheimischer Arbeit, sondern von stromabwärts eingeführt. Die Wa-Genia hängen sehr an ihren Waffen und Schmucksachen und lassen sich nur höchst selten zum Verkauf derselben bewegen.

Die Hauptbeschäftigungen der Wa-Genia bestehen im Fischfang und Handelszügen nach stromab, oder am Lindi lebenden Stämmen. Ihr Leben ist daher an's Canoe gebunden, in welchem sie sich so recht zu Hause fühlen. Ihre Canoes werden vom Stamme der Wa-Manga am Lindi hergestellt und an ihren Wänden kann man noch deutlich die Spuren der zahllosen Schläge mit der primitiven Axt erkennen. Im Gegensatze zu den leichten Fahrzeugen der Bangala sind sie äusserst fest, doch lenksam gebaut, lecken selten und können wohl den Stoss eines Felsriffes vertragen. Sie gehen an beiden Enden in Plattformen über.

Für weitere Reisen werden in den Canoes Dächer aus Bananenblättern mit Rippen der Bambuspalme errichtet und in, oder vor denselben Feuerstellen aus Lehm angebracht, um welche die Weiber und Kinder sich kauern. Die Grösse der Canoes variirt zwischen der zweirudrigen Pirogue und den Riesenfahrzeugen, die bei einer Länge von circa 70 Fuss eine sehr ansehnliche Breite besitzen. Die Ruder sind übermannslang und fast zur Hälfte von dem schmalen, sich zu einer Spitze verjüngenden Ruderblatte eingenommen, die Stange ist öfters mit Eisen- und Kupferringen, sowie einem Elfenbeinknauf, das Ruderblatt mit Schnitzereien geziert. In der Handhabung dieser Ruder sind die Wa-Genia unübertreffliche Meister. Stehend, das Knie fest gegen den Bordrand gestemmt und nach jedem Ruderschlage förmlich emporschnellend, treiben sie das Canoe mit unglaublicher Kraft und Schnelligkeit durch die Strömung. Die beiden Männer auf der vorderen und hinteren Plattform lenken, sich gegenseitig ergänzend — das Boot, und es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit sie dasselbe zwischen den Riffen der brandenden Schnellen hindurchsteuern, wo der geringste Fehler das Fahrzeug zum umkippen oder scheitern bringen kann. Unermüdlich rudern sie Tag und Nacht auf ihren Reisen stromabwärts bis die angestemmte Kniescheibe blutet oder treiben, stromauf heimwärts fahrend, mit langen Stangen ihr Canoe dicht am Ufer gegen die reissende Strömung. Schon kleine Jungen müssen das Ruder handhaben, auch Weiber führen dasselbe öfters, doch sitzend und ohne grosse Kraft.

Fischfang ist, wie oben erwähnt die Hauptbeschäftigung und Nahrungsquelle der Wa-Genia, welcher sie mit nie erlahmendem Eifer nachgehen. Die Angelfischerei ist den Kindern überlassen. Die Männer kann man oft bei strömendem Regen mitten in den Wirbel der Schnellen fahren sehen. Dort verankern sie ihr Canoe und suchen schwimmend und an die Felsblöcke sich klammernd den mächtigen Silurus oder glatten Aal in ihr Schleppnetz zu bekommen. Doch nicht nur am Tage sind sie bei der Arbeit, zu jeder Stunde der Nacht kann man ihre Feuer glänzen, ihr Geschrei und ihre Trommel tönen hören. Doch weitaus der grösste Theil ihrer Beute wird mit den Fischfallen erlangt. In den meisten Schnellen, sowie im wüthenden Wellenstrudel des Kataraktes sind lange Pfosten eingerammt, mit einander durch Stangen und Bastseile verbunden und mit dem Ufer verankert. Dieselben dienen zum Befestigen der trichterförmigen Fallkörbe, in welche der ahnungslose Fisch von der Strömung unfehlbar hineingerissen und festgehalten wird. Täglich kann man

die waghalsigen Eingeborenen, bespritzt vom Gischt des Kataraktes an den Stangen und Seilen umherklettern sehen, um den Fallen ihre Beute zu entnehmen. In den Schnellen des nördlichen Seitenarmes des Congo verbinden die Pfostenreihen beide Ufer und folgen sich so rasch, dass man den Eindruck eines Pfostenwaldes bekommt. Bei Hochwasser ist die Beute eine verhältnismässig geringe und wächst mit dem Fallen des Stromes. Ein Theil der Fische wird geräuchert und derart stromab geführt. Wahrscheinlich hängt die Trommel, die man bei Tag und Nacht in den Dörfern und Canoes wirbeln hört, ebenfalls mit dem Fischfang zusammen. Es wird behauptet, dass die Wa-Genia sich mit derselben vollständig verständigen können. Wahrscheinlich sind es jedoch nur Signale, den Fischfang, Gefahren etc. betreffend.

Die Wa-Genia kennen den Ackerbau nicht; keinerlei Plantage umgibt ihre Dörfer und die Bananen, die denselben von Ferne ein so üppiges Aussehen geben, haben längst Früchte getragen und sind werthlos. Alle Pflanzennahrung beziehen sie daher von den Gebieten zwischen Lindi und Aruwimi und — vorzugsweise — von „Lomami“. Unter diesem Namen versteht man neuestens den etwa 2 Tagereisen unterhalb Stanley-Falls am linken Ufer einmündenden Nebenfluss der von Grenfell erforscht wurde. Auf Stanley's neuer Karte ist noch der oberhalb der Katarakte einmündende Fluss als Lomami bezeichnet. Die Araber, sowie aus dem Gebiete stammende Sklaven behaupten jedoch, dass der ganze District zwischen Grenfells Lomami und dem Congo bis gegen Nyangwe zu, unter diesem Namen bezeichnet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bodenplastik und die geologische Beschaffenheit Persiens.

Von **Dr. E. Tietze.**

Vortrag gehalten am 26. Jänner 1886.

Es könnte vermessen erscheinen, wenn ich nach ungefähr zehnjähriger Abwesenheit von Persien noch einmal von diesem Lande zu reden anfangte. Zu meiner Entschuldigung der geehrten